

Christian Begemann

Wolken. Sprache.

Goethe, Howard, die Wissenschaft und die Poesie

Aus naheliegenden Gründen hat Goethe seine Trilogie zu Howards Wolkenlehre in der Ausgabe seiner Werke letzter Hand in die Rubrik »Gott und Welt« eingeordnet. Die drei Gedichte *Atmosphäre*, *Howards Ehrengedächtnis* und *Wohl zu merken*¹ bieten vordergründig die Hommage an einen »Diskursivitätsbegründer«, den Meteorologen Luke Howard (1772-1864), dessen 1803 erstmals veröffentlichte Wolkenlehre Goethe 1815 in deutscher Bearbeitung kennenlernte und sofort als einen Durchbruch in der wissenschaftlichen Meteorologie begrüßte. In der Tat scheint die naturwissenschaftliche Thematik ganz im Vordergrund zu stehen, und der Fokussierung auf sie in der Rezeption wurde sowohl durch den Ort der Erstpublikation Vorschub geleistet als auch durch die enge Verzahnung mit Goethes naturkundlichen Arbeiten zur Wolken- und Witterungslehre. Doch die Trilogie ist mehr als Ehrengedächtnis und versifizierte Meteorologie. Die drei Gedichte, die mit den Wörtern »Die Welt« einsetzen und mit einer prüfenden Schau der Atmosphäre enden, bilden vielmehr eine Art Summe von Goethes später »Welt-Anschauung« im buchstäblichen Sinn und verleihen der Wolkenlehre den Status von deren – gewissermaßen metonymischem – Präzedenzfall. Sie reden nämlich nicht nur über wissenschaftliche Sachverhalte, sondern fragen nach Funktion und Reichweite von Wissenschaft im Verhältnis zu anderen Wissensformen schlechthin, leiten Wissenschaft aus der Stellung des Menschen im Kosmos her und stellen sie überdies in eine geschichtsphilosophische Abfolge von Weltdeutungen. Die darin ersichtlich werdende epistemologische Dimension der Texte setzt sich überdies in der grundsätzlichen Vermessung des Verhältnisses von Wissenschaft und Poesie fort, die wiederum eine spezifische Sprachreflexion impliziert und insbesondere auch

¹ Die Texte sind seit 1817 entstanden und in endgültiger Form 1822 in: Zur Naturwissenschaft überhaupt (Bd. I, H. 4) erschienen. Die Ausgabe letzter Hand von 1827 fügt lediglich den beiden »Howards Ehrengedächtnis« rahmenden Gedichten die Titel »Atmosphäre« und »Wohl zu merken« hinzu. Die Gedichte werden zitiert nach: Johann Wolfgang Goethe, FA I/25, 237ff. Sie werden künftig im Text abgekürzt mit den folgenden Siglen sowie Versangabe: A = Atmosphäre, HE = Howards Ehrengedächtnis, WM = Wohl zu merken. Die Zählung orientiert sich im Gegensatz zur Frankfurter Ausgabe nicht an den Zeilen, sondern an den Versen.

für die Struktur der Gedichte bestimmend wird. Auf diesen poetologischen Aspekt konzentriert sich die vorliegende Arbeit, kommt dabei aber nicht umhin, in einem ersten Durchgang summarisch den Argumentationsgang der Trilogie und die in ihm angesprochenen Themenkomplexe zu mustern, die vom poetischen Verfahren in eine ganz eigene Dynamik versetzt werden.

I.

Goethes Trilogie weist einen streng argumentativen Duktus auf – was nicht heißt, daß sie völlig in ihm aufginge – und folgt darin der Tradition des Lehrgedichts. Das dialogisierte Eingangsgedicht *Atmosphäre* wählt den denkbar weitesten Blickwinkel und positioniert einen fiktiven Betrachter gegenüber der »Welt«, von deren Unendlichkeit er kognitiv überfordert ist.

Die Welt sie ist so groß und breit,
Der Himmel auch so hehr und weit,
Ich muß das alles mit Augen fassen,
Will sich aber nicht recht denken lassen. (A, V. 1-4)

Die Berührung mit den *Wanderjahren* ist augenfällig, in denen Wilhelm Meister vom Anblick des »hohe[n] Himmelsgewölbe[s]« auf dem Dach der Sternwarte überwältigt wird: »Ergriffen und erstaunt hielt er sich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf, erhaben zu sein, es überreicht unsre Fassungskraft, es droht uns zu vernichten. ›Was bin ich denn gegen das All?‹ sprach er zu seinem Geiste: ›wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in seiner Mitte stehen?«² Wie die *Wanderjahre* tritt auch *Atmosphäre*, das belegen schon die Vokabeln »groß« und »hehr«, in die epochale Diskussion um das Erhabene ein, allerdings in einer signifikanten Verschiebung, sowohl was die mentale Ausgangslage als auch was die dominanten Lösungsmodelle betrifft.³ Beginn die Debatte im 18. Jahrhundert mit dem Versuch der ästhetischen Entmächtigung des buchstäblich physischen Schwindelgefühls am Abgrund

² Johann Wolfgang Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre, FA I/10, 382 (1. Buch, 10. Kap.).

³ Zum Kontext der Diskussion um das Erhabene im 18. Jahrhundert vgl. Carsten Zelle, Angenehmes Grauen. Literarhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert, Hamburg 1987; ders., Die doppelte Ästhetik der Moderne. Revisionen des Schönen von Boileau bis Nietzsche, Stuttgart/Weimar 1995; sowie Christian Begemann, Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung. Studien zu Literatur und Bewußtseinsgeschichte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1987, 97-164.

des Alls, das mit der Popularisierung der kosmologischen Umwälzungen der beiden vorangegangenen Jahrhunderte einherging, so klagt hier der Sprecher der ersten Strophe nicht nur über die sinnliche Überwältigung durch das Unendliche, sondern auch über die Insuffizienz seines Denkapparats. Das ist insofern bemerkenswert, als es ja genau dieser ist, mittels dessen sich das Subjekt spätestens seit Kants Bestimmung des Mathematisch-Erhabenen in der *Kritik der Urteilskraft* salvieren sollte. Angesichts der Unfähigkeit der Einbildungskraft zur ästhetischen Größenschätzung ungeheurer großer Objekte und der darin sich bekundenden schmerzhaften Inadäquatheit der Sinnlichkeit gegenüber der Forderung der Vernunft nach »Totalität« soll bekanntlich das lustvolle »Gefühl eines übersinnlichen Vermögens« im Subjekt selbst erweckt werden, mit anderen Worten: das Bewußtsein der Vernunftbestimmung des Menschen, und dieser Vorgang bewirkt ein Umschlagen der anfänglichen Unlust in Wohlgefallen.

Aber eben darum, daß in unserer Einbildungskraft ein Bestreben zum Fortschritte ins Unendliche, in unserer Vernunft aber ein Anspruch auf absolute Totalität, als auf eine reelle Idee liegt: ist selbst jene Unangemessenheit unseres Vermögens der Größenschätzung der Dinge der Sinnenwelt für diese Idee die Erweckung des Gefühls eines übersinnlichen Vermögens in uns [...] Erhaben ist, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüts beweiset, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft.⁴

Davon ist hier nicht nur keine Rede, man kann vielmehr eine durchaus ironische antikantianische Wendung beobachten, die darin liegt, daß hier jemand nicht zum Nächstliegenden greift, denn mit Formulierungen wie »die Welt« und »das alles« rekurriert der Sprecher der ersten Strophe implizit selbst auf die Vernunftidee der Totalität, die er, wäre er Kantianer, nur reflexiv einzuholen brauchte, um seine Überforderung durch das Unendliche in Überlegenheit umzumünzen. Grosso modo hat Goethe, wie Hans-Jürgen Schings gezeigt hat, weder die üblicherweise als erhaben klassifizierten Phänomene selbst noch Kants vernünftige Produktion subjektiver Erhebung über die Natur, die äußere wie die eigene, geschätzt.⁵ Die Antwort, die in

⁴ Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, in: ders., *Werke in zehn Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1975, Bd. 8, 336/B 85, vgl. 340f./B 91f.

⁵ Hans-Jürgen Schings, *Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen bei Goethe*, in: *Begegnung mit dem »Fremden«: Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990*, hg. von Eijiro Iwasaki, München 1991, Bd. VII, 15-26. – *Zu Goethes poetischem Konzept des Erhabenen im Frühwerk*, v.a. in der: *Harzreise im Winter*, sowie seiner Nähe und Differenz zu Kant vgl. David E.

der zweiten Strophe dem Sprecher der ersten erteilt wird, ist denn auch eine, der Kant zwar Zweckmäßigkeit im Rahmen einer logischen Größenschätzung des Objekts zugestanden, Funktionalität für die Evokation des Erhabenheitsgefühls aber gerade abgesprochen hätte.⁶

Dich im Unendlichen zu finden,
 Mußt unterscheiden und dann verbinden;
 Drum danket mein beflügelt Lied
 Dem Manne der Wolken unterschied. (A, V. 5-8)

Der Sprecher empfiehlt die wissenschaftliche Analyse und anschließende Synthese der unendlichen Welt, und zwar zu demselben Zweck, dem die Bemühungen aller Erhabenheitstheoretiker bis hin zu Kant gegolten hatten: dem Zweck der Selbstfindung und Selbststabilisierung angesichts des Überwältigenden der Natur. Man sieht, es wird weit ausgeholt, um Howards Leistung zu würdigen. Die Antwort auf die naheliegende Frage, wie der Sprecher innerhalb von nur vier Versen von der Selbstfindung im Unendlichen zur Wolkenlehre gelangt (A, V. 5-8), liegt nicht allein im jeweils praktizierten Verfahren der Analyse, und sie liegt auch nicht etwa darin, daß die auf diese Weise klar konturierbaren Wolken dem Ausblick ins Unermeßliche optischen Halt geben könnten. Vielmehr dienen die Wolken hier als metonymische Stellvertreter des Unendlichen, da bis dato jedes morphologische und klassifikatorische Bemühen an ihrer Übergänglichkeit und ihrer ins Ungreifbare umschlagenden Formenvielfalt scheiterte, so daß sie ebenso amorph blieben wie der Ausblick ins Unendliche selbst. »Wie sehr mir die Formung des Formlosen, ein gesetzlicher Gestalten-Wechsel des Unbegrenzten erwünscht sein mußte folgt aus meinem ganzen Bestreben in Wissenschaft und Kunst«, bemerkt Goethe denn auch andernorts über Howards Leistung.⁷ Der Wolkenlehre kommt damit eine exemplarische Dimension zu. Daß Goethe hier auf Phänomene anspielt, auf die er mit gelegentlich fast schon panischer Abwehr reagierte, liegt auf der Hand. Auch in seinem *Versuch einer Witterungslehre* von 1825 setzt er dem bedrohlichen ungebändigt Elementaren die Erkenntnis von Gesetz und Regel entgegen,

Wellbery, *The Specular Moment. Goethe's Early Lyric and the Beginnings of Romanticism*, Stanford 1996, 389ff.

⁶ Vgl. Kant, *Kritik der Urteilskraft* (Anm. 4), 340/B 90f.

⁷ Johann Wolfgang Goethe, *Luke Howard to Goethe. A Biographical Scetch*, in: FA I/25, 235f., hier 235.

genau das also, was Howard für die Wolkenformationen geleistet hatte.⁸ Darin enthüllt sich der untergründig phobische Antrieb der Naturerkenntnis, der in den Howard-Gedichten weithin ausgespart bleibt.

Mit dem Plädoyer für die Analyse verschiebt Goethe die Strategie im Gegensatz zu Kant in einem ersten Schritt aus dem Feld des Ästhetischen in das der Wissenschaft, um sie erst in einem zweiten wieder in jenes zurückzuführen – dann nämlich, wenn er die Aufgabe der Verbindung des wissenschaftlich Differenzierten der Kunst zuweist. Wissenschaft also hat nicht nur den Wert reinen Erkenntnisgewinns, sie steht in ganz substantieller Weise im Dienst menschlicher Selbstbehauptung, und die Kunst hat dieses, wie sich zeigen wird, unzulängliche Bemühen zu supplementieren.

Der erste Teil, d.h. die ersten drei Versgruppen von *Howards Ehrengedächtnis*, holt kaum weniger weit aus als *Atmosphäre*, um das wissenschaftliche Bemühen um Strukturierung der Welt nun noch in einer zweiten Weise zu verorten. Es handelt sich um den Ansatz einer Geschichtsphilosophie, die den epochalen Denkgewohnheiten entsprechend triadisch ausfällt und der verschiedene Positionen des Subjekts korreliert sind. Der Bogen beginnt mit einem mythischen Weltbild, dem ein phantastisches und schließlich das wissenschaftliche folgt. Auf der ersten Stufe werden die Wolken und ihre Formationen den Göttern zugeschrieben, die hier von der indischen »Gottheit Camarupa« repräsentiert werden, deren proteushafte Lust am permanenten Gestaltenwandel Goethe aus Kalidasas Epos *Meghaduta* (»Der Wolkenbote«) bekannt war.⁹ Die menschliche Haltung dazu ist das Staunen (HE, V.6). Auf der nächsten Stufe dominiert nach Goethes Selbstkommentar »die Funktion der menschlichen Einbildungskraft [...], welche nach eingebornem Trieb

⁸ »Es ist offenbar daß das was wir das Elementare nennen, seinen eigenen wilden wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen und ihn zu erhalten Pflicht hat, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten. Aber einzelne Vorsichtsmaßnahmen sind keineswegs so wirksam als wenn man dem Regellosen das Gesetz entgegen zu stellen vermöchte [...] | Die Elemente daher sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Mut und List, im einzelnen Fall bewältigen. | Die Elemente sind die Willkür selbst zu nennen; die Erde möchte sich des Wassers immerfort bemächtigen und es zur Solideszenz zwingen [...] | Eben so unruhig möchte das Wasser die Erde die es ungenügend verließ, wieder in seinen Abgrund reißen [...] | Das Höchste jedoch was in solchen Fällen dem Gedanken gelingt ist gewahr zu werden was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelt gesetzlosen Wesen zu imponieren.« (Johann Wolfgang Goethe, Versuch einer Witterungslehre 1825, in: FA I/25, 274-300, hier 295f.)

⁹ Gut zugänglich in der Ausgabe: Kalidasa, Werke, Leipzig 1983, 231-253.

allem ungebildeten Zufälligen jederzeit irgend eine notwendige Bildung zu geben trachtet«,¹⁰ aber eben nicht mehr in dem mythologisch-theologischen Sinn, daß diese einer übermenschlichen Instanz zugeschrieben wird. Im dritten Stadium, Goethes »état positif« sozusagen, nimmt das schon vorher aktive Bestreben, »Unbestimmtes zu Bestimmtem« werden zu lassen (HE, V. 8), analytische und begriffliche Züge an und wird zur wissenschaftlichen »Lehre«. So werden hier drei unterschiedliche »historische« Reaktionsformen auf das im Einleitungsgedicht exponierte Problem vorgeführt. Daß ihre Differenzierung wie ihre Abfolge ein für das Gedicht konstitutives Problem beinhalten, wird noch zu zeigen sein.

Eingeleitet durch die merksatzartigen Verse 21 und 22 – »Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt, |Erinnre dankbar deiner sich die Welt« –, eine von Stratus über Cumulus und Cirrus zu Nimbus auf- und wieder absteigende Art Kompaktversion der Howardschen Wolkenlehre, gehen die folgenden Versgruppen die Wolkentypen im einzelnen durch (Abb. 1). Die Goethe-Forschung hat mittlerweile sehr detailliert Goethes Verhältnis zu Howard, seine meteorologischen Theorien, ihre Phasen und ihre Umsetzung in der Trilogie untersucht, so daß das hier nicht mehr im einzelnen nachzuzeichnen ist.¹¹ Dabei hat sich gezeigt, daß Goethes Anerkennung von Howards Leistung und die Verehrung für seine Person eine Reihe distanznehmender, ja kritischer Implikationen umschließt. Das beginnt mit der grundsätzlichen Einschränkung des Einleitungsgedichts, das Howard auf die Seite des analytischen Unterscheidens stellt, das zwar notwendig ist, aber doch des Synthesemoments entbehrt. Vor allem aber zeigt es sich darin, daß Goethe Howards Terminologie zwar benutzt, aber doch in ganz

¹⁰ Goethe zu Howards Ehren, in: FA I/25, 242.

¹¹ Neben den Kommentaren zur Frankfurter und Münchener Ausgabe verweise ich kursorisch auf die folgenden Arbeiten: John Hennig, Goethe's Interest in British Meteorology, in: *Modern Language Quarterly* 10 (1949), 321-337; Werner Keller, »Die antwortenden Gegenbilder. Eine Studie zu Goethes Wolkendichtung, Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1968, 191-236; Albrecht Schöne, Über Goethes Wolkenlehre, in: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen* 1968, 26-54; Mark Sommerhalder, Pulsschlag der Erde! Die Meteorologie in Goethes Naturwissenschaft und Dichtung, Bern/Berlin u.a. 1993; Günther Martin, Goethes Wolkentheologie, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 114 (1995), 182-198; Hugh B. Nisbet, Howard's Ehrengedächtnis, in: *Goethe Handbuch*, hg. von Bernd Witte, Bd. 1, Stuttgart/Weimar 1996, 463-466; Zum wissenschaftsgeschichtlichen Kontext vgl. H. Howard Frisinger, *The History of Meteorology: to 1800*, New York 1977; Pietro Corsi, *The Age of Lamarck. Evolutionary Theories in France 1790-1830*, Berkeley/Los Angeles/London 1988, 55-62. – Zum kunstgeschichtlichen Kontext vgl. Werner Busch, *Die Ordnung im Flüchtigen. Wolkenstudien der Goethezeit*, in: *Goethe und die Kunst*, hg. von Sabine Schulze, Ostfildern 1994, 519-570.



Abb.1: Johann Wolfgang Goethe, Howards Wolkenformen (um 1817/20),
Feder mit Tüsche laviert, 16,3 x 20,0 cm, Hamburger Theatersammlung.

eigene Zusammenhänge stellt. Ich lasse hier die von Albrecht Schöne rekonstruierten Phasen von Goethes meteorologischer Beschäftigung und ihre verschiedenen Schwerpunkte außer Acht und konzentriere mich auf den wesentlichen Aspekt, daß Goethe Howards Wolken als Teile eines wiederum naturgesetzlich geregelten Kontinuums begreift. Nun wäre die Vorstellung, Howard sei primär ein Klassifikator, eine Art Linné des Wolkensystems gewesen, durchaus unzutreffend.¹² Howard betont vielmehr, daß sich die Wolken zwar als strukturell und genetisch unterscheidbare morphologische Einheiten präsentieren, dabei aber nicht nur in steter Veränderung seien, sondern nach Maßgabe der meteorologischen Rahmenbedingungen auch

¹² Zu Howard vgl. Gertrud Liepe, Luke Howard (1772-1864) (mit dem bisher unveröffentlichten, von Goethe übersetzten Originaltext der Autobiographie Howards), in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1972, 59-107; Richard Hamblyn, Die Erfindung der Wolken, Wie ein unbekannter Meteorologe die Sprache des Himmels erforschte, Frankfurt a.M./Leipzig 2001.

ständig aus einer in die andere Form übergangen.¹³ Seine vier »Zwischenmodifikationen« (Cirro-cumulus, Cirro-stratus, Cumulo-stratus) tragen dieser Ansicht Rechnung. Genau das muß Goethe fasziniert haben: Mit Howard konnte nicht nur ein Naturphänomen terminologisch gebannt werden, das sowohl in seinem chaotischen Gestaltenwandel wie auch als Katalysator einer ungezügelter Einbildungskraft das Subjekt zu überschwemmen drohte. Im Anschluß an Howard ließen sich die Modifikationen der Wolken auch als ein regelhaftes gegliedertes Kontinuum begreifen. Goethes Konsequenzen gehen freilich über Howard beträchtlich hinaus. Gliedert dieser die Wolken von oben nach unten, von Cirrus nach Stratus, so konstruiert Goethe einen von unten nach oben verlaufenden und wieder nach unten sich schließenden Kreislauf des Wassers. Das Charakteristische ist dabei, daß er in diesen Prozeß nahezu alle jene grundlegenden Prinzipien einliest, die seine Vorstellung von der Natur überhaupt bestimmen.

Da ist zunächst, um diese Denkfiguren nur kursorisch zu benennen, die Idee der Metamorphose als einer geregelten Entwicklung aus einem Stadium in das nächste, eine Vorstellung, die sich hier mit dem Prinzip der Steigerung verbindet, d.h. einer qualitativen Höherentwicklung. Wenn diese als »edler Drang« und »Berufung« zu »höherer Atmosphäre« (HE, V. 33f., 39) erscheint, dann klingt überdies nicht nur die für Goethe gerade aktuell werdende Vorstellung von einem Konflikt der verschiedenen Höhenschichten der Atmosphäre an,¹⁴ es wird auch eine Analogie von Mensch und Natur deutlich. In ausdrücklichen Anthropomorphismen (»Verkündet [...] Machtgewalt«, »Heerscharen gleich« usw.), nicht zuletzt aber auch in den reflexiven Verbformen (»hebt sich's«, »löst sich's«) erscheinen die Wolken als quasi selbstmächtige belebte Organismen.¹⁵ Die Steigerung nimmt die Gestalt der Sublimierung an, wenn sich der massive Cumulus zu Cirrus entwickelt und als solcher schließlich »auflöst« und entmaterialisiert, sie wird aber zugleich auch in die die Natur beherrschenden Polaritäten eingebettet, in denen jeder Bewegung eine Gegenbewegung korrespondiert. Auch in der Wolkenbildung sind Systole und Diastole, Verselbstung und Entselbstigung am Werk, die Ballung des Cumulus und die Auflösung des Cirrus. In einer

¹³ Lucas Howard, Ueber die Modificationen der Wolken. Annalen der Physik 10. Stück (1805), 137-159, hier 141, 150.

¹⁴ Vgl. Schöne (Anm. 11), 32ff.

¹⁵ Vgl. grundsätzlich zu dieser Naturkonzeption Hartmut Böhme, Lebendige Natur. Wissenschaftskritik, Naturforschung und allegorische Hermetik bei Goethe, in: ders., Natur und Subjekt, Frankfurt a.M. 1988, 145-178, hier v.a. 155ff.

etwas späteren Phase seiner meteorologischen Beschäftigung wird Goethe versuchen, die Wolkenbildung in diesem Sinne nicht nur phänomenal zu beschreiben, sondern auch genetisch auf eine pulsierende Anziehungskraft der Erde zurückzuführen, die er der Oszillation des Barometers ablesen zu können glaubte.¹⁶ Diese »tellurische« Theorie wird den *Versuch einer Witterungslehre* von 1825 beherrschen,¹⁷ man mag sie aber bereits hier angekündigt finden, wenn die Erde sich ihr »tätig-leidendes Geschick« dadurch selbst bereitet, daß der bedrohliche Nimbus »durch Erdgewalt | Herabgezogen« wird (HE, V. 45ff.). Derart schafft sich die Erde selbst die Unbilden, an denen sie leidet, die jedoch in ein organisch und gesetzlich funktionierendes Ganzes zurückgebunden bleiben. Die Wolkenlehre wird so zum Demonstrationsobjekt von Naturprozessen überhaupt, und darin zeigt sich erneut, daß es in der Trilogie sozusagen ums Ganze geht.

Das letzte der drei Gedichte, *Wohl zu merken*, expliziert abschließend jene Arbeitsteilung von Wissenschaft und Kunst, die sich in »Atmosphäre« in der Wendung andeutet, daß die von der Wissenschaft geleistete Unterscheidung durch Verbindung des Differenzierten ergänzt werden müsse.

Und wenn wir unterschieden haben,
Dann müssen wir lebendige Gaben
Dem Abgesonderten wieder verleihn
Und uns eines Folge-Lebens erfreun. (WM, V. 1-4)

Diese Aufgabe wird im folgenden der Kunst aufgetragen. Das Verhältnis von Maler und Poet zur Wissenschaft wird so explizit formuliert, daß es zunächst kaum Probleme aufzuwerfen scheint.

So wenn der Maler, der Poet,
Mit Howards Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend spät,
Die Atmosphäre prüfend schaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm erteilen luftige Welten
Das Übergängliche, das Milde,
Daß er es fasse, fühle bilde. (WM, V. 5-12)

Die wissenschaftliche »Sondrung« soll keineswegs rückgängig gemacht werden, der Blick des Künstlers hat sie vielmehr zu integrieren, zugleich aber

¹⁶ Vgl. Schöne (Anm. 11), 35ff.

¹⁷ Goethe, *Versuch einer Witterungslehre 1825* (Anm. 8), 276 u.ö.

auch zu überschreiten, indem er »das Übergängliche« herausstellt – eine Kategorie, die nicht vor-, sondern dezidiert nachwissenschaftlich ist, denn erst wo es »Abgesondertes« gibt, macht es Sinn, von Übergängen zu reden. Die künstlerische Syntheseleistung, die ja vor der Folie des Unendlichen stattfinden soll (vgl. A, V. 5f.), zielt damit auf Restitution jenes organischen Naturganzen, das im Zuge wissenschaftlicher Differenzierung und Spezialisierung aus dem Blick geraten ist. Das ist ein seit dem Beginn der Moderne verbreiteter Befund, der beispielsweise noch Joachim Ritters hegelianische Funktionsbestimmung der ästhetischen Zuwendung zur Natur leitet. Diese habe die Aufgabe, angesichts der wissenschaftlichen und technischen Objektivierung der Natur den verlorengegangenen Zusammenhang des Menschen mit der »ganzen Natur« zu vergegenwärtigen.¹⁸

II.

Ein besonders aufschlußreicher Aspekt der Howard-Trilogie liegt dabei in der spezifischen Sprachreflexion, auf die die Verhältnisbestimmung von Wissenschaft und Kunst bzw. Poesie hinausläuft. Johannes Anderegg hat in *Sprache und Verwandlung* von 1985 mit großem Recht auf sie hingewiesen, einen wichtigen Gesichtspunkt aber außer Acht gelassen.¹⁹ Was in Goethes Trilogie der Wissenschaft zugeordnet wird, repräsentiert nämlich de facto nichts anderes als eine fundamentale Funktion der Sprache überhaupt. Howards Leistung besteht für Goethe in den miteinander korrelierten Tätigkeiten des Unterscheidens, der Bestimmung des Unbestimmten und des Benennens (A, V. 7f., HE, V. 18ff.). Genau das aber tut Sprache immer schon, und die wissenschaftliche ist mit ihrer Spezialterminologie in dieser Hinsicht nur ein besonders markanter Fall. Wie das Einleitungsgedicht »Atmosphäre« zeigt, konturiert sich der unendliche Raum für Wahrnehmung und Denken erst im Akt des Unterscheidens, das immer auch ein Benennen ist. Die sprachliche Organisation von »Welt« macht diese nicht nur für Wahrnehmung und Erkenntnis gleichsam erst begehbar, sondern ist

¹⁸ Joachim Ritter, *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft* (1962), in: ders., *Subjektivität. Sechs Aufsätze*, Frankfurt a.M. 1974, 141-163.

¹⁹ Johannes Anderegg, *Sprache und Verwandlung. Zur literarischen Ästhetik*, Göttingen 1985. Zu Goethes Interesse an der Meteorologie und zur Howard-Trilogie vgl. 12-35. Vgl. ders., *Das Abgesonderte und das Übergängliche. Zu Goethes Konzept von poetischer Sprache*, in: *DVjs* 56 (1982), 101-122.

auch maßgeblich an der Konstitution des Subjekts beteiligt, indem sie dem von Selbstverlust bedrohten Ich allererst seinen Ort – seinen Ort auch in kognitiver Hinsicht – zuweist. Wie sehr sich gerade Wolken als Inbild des Amorphen zur Exemplifizierung dieser mentalen Grundoperation eignen, mag die folgende wohlbekannte Abbildung belegen (Abb. 2). Sie zeigt nicht etwa als Illustration zu Goethes Stratus-Versen Wolken über Wasser, sondern entstammt Ferdinand de Saussures *Cours de linguistique générale*. Die Skizze veranschaulicht einerseits den Bereich der zunächst noch völlig unbestimmten, »Nebelwolken« gleichenden Vorstellungen (A) und andererseits das Gebiet ebenso unbestimmter Laute (B).²⁰ Erst durch die arbiträre Zuordnung der beiden Bereiche entsteht, was Saussure »Laut-Gedanken« nennt,²¹ semiotische Einheiten, die zugleich sprachlicher wie kognitiver Natur sind. Ohne sie gäbe es für uns vermutlich keine »Gegenstände«, weil deren Abgrenzung von anderen überhaupt erst ein Effekt sprachlicher Distinktion ist.²² Mit Bezug auf Howards Klassifikation lobt Goethe ganz in diesem Sinne eine »lakonische« wissenschaftliche »Terminologie, wodurch die Gegenstände gestempelt werden [...] Denn wie ein Eigenname den Mann von einem

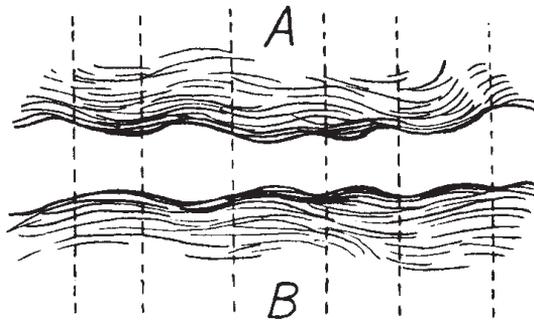


Abb. 2

²⁰ Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (1916), Berlin 1967, 133. Die Abbildung ebd.

²¹ Ebd., 134.

²² »Psychologisch betrachtet ist unser Denken, wenn wir von seinem Ausdruck durch die Worte absehen, nur eine gestaltlose und unbestimmte Masse. Philosophen und Sprachforscher waren immer darüber einig, daß ohne die Hilfe der Zeichen wir außerstande wären, zwei Vorstellungen dauernd und klar auseinander zu halten. Das Denken, für sich allein genommen, ist wie eine Nebelwolke, in der nichts notwendigerweise begrenzt ist. Es gibt keine von vornherein feststehenden Vorstellungen, und nichts ist bestimmt, ehe die Sprache in Erscheinung tritt« (ebd., 133).

jeden andern trennt, so trennen solche Termini technici das Bezeichnete ab von allem Übrigen«. ²³

Ist dieser Prozeß demnach unhintergebar notwendig für die Konstitution von Welt und Ich, so ist er für Goethe in einer anderen Hinsicht doch zugleich höchst problematisch. Nicht nur warnt Goethe vor einem ontologischen Mißverständnis der Sprache und betont, daß die arbiträre Sprache die Welt nicht abbilden, sondern allenfalls repräsentieren könne. In der Sprachreflexion des didaktischen Teils der *Farbenlehre* bemerkt er in diesem Sinne, »daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke«. ²⁴ Aber selbst am Repräsentationscharakter der Sprache kann man zweifeln. Denn der Prozeß der sprachlichen Verzeichnung der Natur ist zugleich eine ›Ver-Zeichnung‹, er hat eine Kostenseite, die sich mit den Begriffen Zerstückelung und Mortifizierung umreißen läßt. Etwas geht im Benennungsakt verloren, und was sich bei Goethe als Kritik am *wissenschaftlichen* Sprachgebrauch äußert, ²⁵ läßt sich wiederum verallgemeinern. Wie im Bereich der Meteorologie geht Goethe auch in seinen morphologischen Schriften von einer permanent im Übergang befindlichen Natur aus. Wir stellen fest, daß in der Natur »nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke [...] Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet«. Die zum Zweck der Erkenntnis unvermeidliche analytische Distinktion von Teilen und Aspekten aber stellt diese Prozessualität der Natur still und zersplittert sie in Entitäten, in »Gestalten«. Für Goethe »abstrahiert« dieser problematische Begriff »von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixiert sei«. Tatsächlich aber könne man von der Existenz von Gestalten allein im Sinne eines »in der Erfahrung nur für den Augenblick Festgehaltene[n]« sprechen ²⁶ – Momentaufnahmen aus einem Kontinuum. Goethes Einschätzung dieses Verfahrens schwankt. Bei Howard wird es, weil auf die Folie einer steten Übergänglichkeit aufgetragen, akzeptiert, ja begrüßt, im Falle Linnés aber erscheint es Goethe, und zwar bezeichnender-

²³ Goethe, Wolkengestalt nach Howard, in: FA I/25, 214-236, hier 233.

²⁴ Goethe, Entwurf einer Farbenlehre. Didaktischer Teil. Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie, in: FA I/23.1, 244-246, hier 244/§ 751.

²⁵ Vgl. dazu die Bemerkungen bei Jürgen Schiewe, Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart, München 1998, 123ff.

²⁶ Goethe, Die Absicht eingeleitet, in: FA I/24, 391-395, hier 392.

weise gerade in seiner Eigenschaft als Dichter, »gewissermaßen widerlich«, weil es die Natur in »eine Art von Mosaik« verwandle, »wo man einen fertigen Stift neben den andern setzt, um aus tausend Einzelheiten endlich den Schein eines Bildes hervorzubringen«.²⁷ Diese Zerlegung der Natur in ihre Teile zerstört ihren lebendigen Zusammenhang und führt zu dessen Abtötung. »Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben«, heißt es im Zusammenhang der Morphologie,²⁸ und in der *Farbenlehre* findet sich, wiederum mit Blick auf die Sprache allgemein und nicht nur ihre wissenschaftliche Ausprägung, der Stoßseufzer: »Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu töten.«²⁹ Den Begriffen der Sprache im allgemeinen und der wissenschaftlichen im besonderen wird ein heuristischer Wert eingeräumt, es wird aber zugleich davor gewarnt, sie ontologisch mißzuverstehen, d.h. als Abspiegelung einer außersprachlich in eben dieser »Gestalt« gegebenen Welt anzusehen. Die kognitive Operation verändert, ja verfälscht das Objekt, indem sie es mortifiziert und seziert, und führt damit zu seiner Verkenning. Die unverzichtbaren begrifflichen Raster der Sprache konstruieren die Welt für uns, machen aber in diesem Akt aus ihr und ihrem »Wesen« etwas anderes: In einem gewissen Sinne sind sie Fiktionen. Auch in *Wohl zu merken* wird implizit die Mortifikation der Natur durch ihre Klassifikation beanstandet, wenn dem »Abgesonderten« sein auf diesem Wege offenbar geraubtes Leben zurückerstattet werden soll. Die benennende Begriffssprache soll darum von einer »anderen Sprache«, wenn nicht ersetzt, so doch ergänzt werden, die von Goethe konsequent in der Kategorie des Lebens gedacht wird. Das gilt schon für den Bereich der Wissenschaft selbst, an deren »trennenden Bemühungen« ein Unbehagen entstanden sei. Im »wissenschaftlichen Menschen« habe sich daher »ein Trieb hervorgetan die lebendigen Bildungen als solche zu erkennen, ihre äußern sichtbaren, greiflichen Teile im Zusammenhange zu erfassen, [...] und so das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu beherrschen. [...] wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen,

²⁷ Goethe, Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit, ebd., 732-752, hier 745.

²⁸ Goethe, Die Absicht eingeleitet (Anm. 26), 391. Vgl. dazu auch Böhme (Anm. 15), 155ff.

²⁹ Goethe, Entwurf einer Farbenlehre. Didaktischer Teil. Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie (Anm. 24), 245/§ 754.

selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele mit dem sie uns vorgeht«. ³⁰ Der *Farbenlehre* zufolge hätte die Konsequenz eine andere, »mannigfaltige Sprache« zu sein, die es erlaubte, »einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck« zu fassen. ³¹ Die Sprache, die hier der Wissenschaft empfohlen wird, ist aber letztlich die der Dichtung. Seinen Widerwillen etwa gegen Linnés klassifikatorisches Verfahren begründet Goethe gerade mit seinem Dichtertum: »Soll ich nun über jene Zustände mit Bewußtsein deutlich werden, so denke man mich als einen gebornen Dichter, der seine Worte, seine Ausdrücke unmittelbar an den jedesmaligen Gegenständen zu bilden trachtet, um ihnen einigermaßen genug zu tun.« ³² Genau dieses Projekt wird auch in der Howard-Trilogie verfolgt, die sich als »beflügelt Lied« (A, V. 7) mit den lebendigen Wolken verwandt weiß. Die Schwierigkeiten liegen auf der Hand. Denn wie soll es der Poesie gelingen, innerhalb der Sprache selbst deren begrifflich distinguierende und mortifikatorische Aspekte zu vermeiden oder zu neutralisieren, zumal wenn deren »Notwendigkeit« ³³ anerkannt werden muß?

III.

Dies nun wirft die Frage nach dem poetischen Verfahren der Trilogie auf. Auf einer ersten Ebene reproduziert diese in ihrem Mittelteil das nomenklatorische Verfahren, das an Howard gepriesen wird. Die den einzelnen Wolken gewidmeten Versgruppen lassen »den Charakter« der von Howard aus dem Naturkontinuum abgesonderten Phänomene »gelten« (WM, V. 9), indem sie ihn zwar nicht eigentlich beschreiben, aber doch in wiedererkennbarer Weise umreißen, und sie affirmieren mit ihren Überschriften die neue Terminologie. Dem entspricht, daß das *Ehrengedächtnis* nicht nur an Howard und seine Lehre erinnern möchte, sondern in seiner straffen Konsequenz selbst quasi eine Art Memorialstruktur vorgibt. Ein Gedächtnis soll nicht allein evoziert werden, indem das Gedicht sich – insofern ganz Lehrgedicht – zum Wissenspeicher macht. Ein Gedächtnis wird auch textuell abgebildet, und

³⁰ Goethe, Die Absicht eingeleitet (Anm. 26), 391f. Vgl. dazu auch: Analyse und Synthese, in: FA I/25, 83-87.

³¹ Goethe, Entwurf einer Farbenlehre. Didaktischer Teil. Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie (Anm. 24), 245/§ 753.

³² Goethe, Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit (Anm. 27), 744f.

³³ Ebd., S. 745.

darin folgt das Gedicht der Tradition der alten Topik. Unterstützt wird diese Funktion durch die vielen merksatzartigen Formulierungen,³⁴ so daß das programmatisch-poetologische *Wohl zu merken* am Ende in seinem vollen Wortsinn zu nehmen ist. Das alles spiegelt im Formalen den Sachverhalt, daß Benennung und Klassifikation »Welt« konstituieren, indem sie sie sprachlich differenzieren, gliedern und in der epistemologischen Abbraviatur des Begriffs der Kommunikation übergeben, genau darin aber auch allererst speicher-, memorier- und abrufbar machen.

Unterhalb dieser szientifisch-klassifikatorischen Ebene tut die Trilogie aber etwas ganz anderes. Sie stellt den Benennungsprozeß auch in dem Sinn nach, daß sie nicht an ihn preisgibt, was man mit Goethes theoretischen Schriften als das natürliche Substrat der Benennung ansehen kann. Dieses wird dadurch präsent gehalten, daß die klassifikatorisch verzeichnete Natur *zugleich* als ein lückenloser, übergänglicher Zusammenhang des Lebens gezeigt wird, der in den begrifflichen Demarkationen nicht aufgeht. Die Aufzählung begrifflicher Elemente wird zunächst dadurch in Bewegung gebracht, daß diese auf ein Kontinuum aufgetragen werden. Sie werden zu Protagonisten einer Erzählung, zu anthropomorphen Subjekten eines kleinen (Wolken)Bildungsromans, in dem es um Weggabelungen im Prozeß der Entwicklung geht, um Aufstieg und Abstieg, um Verselbstung und Entselbstigung. Damit wird ihnen eine zugleich engere Bedeutung als Individuen und eine weitere als Stellvertreter übergreifender Naturprozesse zugewiesen, so daß die individualisierten Typen von Wolkenbildung und Wasserkreislauf ständig auf den lebendigen Organismus der Natur und seine Prinzipien hindeuten. Das zeigt, wie sehr diese Darstellungstendenz durch die per se Grenzlinsen überschreitenden Verfahren der Symbolik, Metaphorik und Metonymie bestimmt wird, semantische Operationen, die den engeren thematischen Bereich der Wolkenlehre mit einem Netzwerk von Bezügen überziehen.

Auffällig ist darüber hinaus, daß die wissenschaftlich klassifizierten Wolkenmodifikationen von ihren Interpretationen im Rahmen jener älteren Weltmodelle durchkreuzt werden, von denen in den ersten Versgruppen von *Howards Ehrengedächtnis* die Rede ist. Es ist bemerkenswert, daß unter den sachlich meteorologischen Begriffstiteln noch einmal alle jene scheinbar unverträglichen Deutungsmuster versammelt sind, die doch im Zeitalter der

³⁴ Vgl. z.B. »Dich im Unendlichen zu finden, | Mußt unterscheiden und dann verbinden« (A, V. 5f.). »Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt, | Erinnerung dankbar Deiner sich die Welt.« (HE, V. 21f.) »Die Rede geht herab, denn sie beschreibt, | Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.« (HE, V. 51f.)

Wissenschaft überholt sein müßten. Die wissenschaftliche Beschreibung der Wolkenbildung verquickt sich mit der mythologischen bzw. theologischen Weltansicht, wenn der Himmel noch einmal als Wohnort Gottes figuriert, zu welchem der »edle Drang« zur »Erlösung« erhebt. Daß dabei der »Vater« sachlich neben »Camarupa« zu stehen kommt, zeigt, daß es hier nicht um spezifische Mythologien und Religionen geht, eine christliche Erlösungsbewegung also nur als eine unter mehreren Optionen thematisch ist. Daneben bleiben die Wolken auch im Zeichen Howards weiterhin Gebilde der Einbildungskraft, erscheinen gespenstisch im Mondlicht und werden nach wie vor als »Schäfchen« oder »Heerscharen« wahrgenommen.

Hier wiederholt sich anhand der Wolkengebilde, also auf der Objektseite, eine textuelle Bewegung, die sich bereits im ersten Teil des *Ehrengedächtnisses* auf der Subjektseite verfolgen läßt, wenn dort die geschichtsphilosophischen Phasen nebst den zugeordneten subjektiven Vermögen verhandelt werden. Auch hier wird die scheinbar klare triadische Gliederung unterlaufen durch befremdliche Querverbindungen. So ist im mythologischen Stadium mit dem »Staunen« der seit Platon und Aristoteles betonte Beginn der Erkenntnis gegeben (HE, V. 6),³⁵ und die wissenschaftliche Bestimmung des Unbestimmten (HE, V. 19) ist eine Leistung, die bereits von der der Einbildungskraft präfiguriert wird, die auf einer anderen Stufe in einer weit willkürlicheren Weise dasselbe leistet (HE, V. 8). Weiteres ließe sich hinzufügen: Kalidasas »Wolkenbote« etwa, in der 2. Versgruppe ein Produkt der dichterischen Einbildungskraft (HE, V. 13), verlängert die mythologische Phase, wie umgekehrt in der 1. Versgruppe der vergleichsweise eingeführte Traum (HE, V. 5) ein Effekt der Phantasie ist.

Zusammengenommen ergibt das einen nun doch irritierenden Befund. Nicht nur schwimmen die distinkten wissenschaftlichen Begriffe gewissermaßen wie Bojen auf dem ununterbrochenen Kreislauf des Wassers. Die entsprechenden Versgruppen sind überdies durchsetzt mit Relikten älterer epistemologischer Modelle. Ja, Wissenschaft, Phantasie und Mythos selbst werden – ähnlich wie die Wolkentypen – in eine Kontinuität gebracht, die faktisch die zunächst erkennbaren Grenzen wieder schleift. Man kann hier von einem dekonstruktiven Verfahren des Textes sprechen, das die begrifflichen Kategorien der Gliederung von Welt nicht nur gelten läßt, sondern fast euphorisch affirmiert, sie zugleich aber auch im Sinne Derridas

³⁵ Zum Staunen und seinen Traditionslinien bei Goethe vgl. Stefan Matuschek, *Über das Staunen. Eine ideengeschichtliche Analyse*, Tübingen 1991, 162ff.

›durchstreicht‹,³⁶ um zu markieren, daß sie bei all ihrem unbezweifelbaren heuristischen Wert in gewisser Hinsicht völlig unangemessen sind. Zwei unterschiedliche Konzepte von Natur, zwei Perspektiven auf sie werden übereinandergelegt und ergeben das Bild einer Interferenz. Das gilt im Bereich der begrifflichen Ordnung der Natur, das gilt aber konsequenterweise auch für die Wissenschaft als epistemologisches Projekt überhaupt. Die szientifische Ordnung der Welt erhält in Goethes Trilogie einen Zug ins Fiktive, erscheint – etwas überspitzt gesagt – als Effekt einer modifizierten Einbildungskraft und als neue Mythologie. An der Formulierung der Verse 17ff., die Howards Leistung auszudrücken scheinen, erschließt sich erst in dieser Perspektive eine weitere Bedeutungsschicht.

Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest;
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! – Sei die Ehre dein! –

Diese Zeilen allein als Lobpreis eines kognitiven Fortschritts zu lesen, würde ihre Paradoxie unterschlagen. Es ist nicht von dem die Rede, was sich *bisher* vermeintlich nicht halten und erreichen *liefs*, wohl aber jetzt dank Howard, es ist vielmehr von beidem die Rede, vom Unfixierbaren der Natur schlechthin *und* von ihrer Bestimmung, und beides behält unter verschiedenen Perspektiven sein Recht.

Die Poesie tut mithin zweierlei. Sie ist nicht allein – wie der Text explizit sagt – die Ergänzung der wissenschaftlichen und begrifflichen Analyse, indem sie in synthetischer Ausrichtung »das Übergängliche« und Ganze festhält, sondern sie begreift sich als Korrektiv auch in dem Sinn, daß sie die sprachliche Ordnung der Welt selbst kritisch bilanziert. Das *Ehrengedächtnis* leistet auch in diesem Punkt Erinnerungsarbeit. Poesie deckt ein kulturelles Unbewußtes auf, indem sie die Selbstverständlichkeiten der sprachlichen Ordnung unterläuft. Sie hält im Gedächtnis, was Wissenschaft wie Alltagssprache zu vergessen und zu verdrängen neigen, daß nämlich die Bestimmung des Unbestimmten die Natur transformiert, indem sie sie sprachförmig macht. Die Begriffsordnungen, und seien sie noch so »treffend« (HE, V. 20), sind also nicht Mimesis, sondern Konstruktion, und darum dürfen ihre »Zeichen nicht an die Stelle der Sache« gesetzt werden.³⁷

³⁶ Jacques Derrida, *Grammatologie*, Frankfurt a.M. 1983, 107.

³⁷ Wie Anm. 29.

Aber was ist die »Sache«? Man kann davon ausgehen, daß Goethes Text eine außersprachliche Natur voraussetzt, insofern er das Defizit der mortifikatorischen Begriffssprache am lebendigen Organismus der Natur bemißt. Die Poesie aber als Sachwalterin dieses lebendigen Ganzen kann ihrerseits hinter die unhintergebar begriffliche Sprache nicht zurück, sondern allenfalls durch sie hindurch. Auch Poesie arbeitet mit Konzepten, sie »fühlt« nicht allein das »Übergängliche«, sondern »faßt« und »bildet« es wie die Wissenschaft – und doch anders (WM, V. 12). Auch die Opposition von Wissenschaft und Kunst selbst wird so von der dekonstruktiven Bewegung erfaßt. Innerhalb der defizitären Sprache versucht die Poesie über diese hinauszukommen, und sie tut dies in einer reflexiven Bewegung, mit der sie 1. sprachkritisch die Grenzen der Begriffssprache markiert, 2. diese »durchstreicht«, 3. sie zugleich auf die Vorstellung ihres natürlichen Substrats bezieht und 4. Vernetzungen dort stiftet, wo sie durch sprachliche Gestaltgebung verlorengegangen sind. Das lebendige Ganze, das Poesie restituieren will, ist dann freilich nicht das vorsprachliche Leben der Natur, das sprachlich uneinholbar bleibt, sondern selbst ein Ganzes zweiter oder vielmehr dritter Ordnung, eine poetische Konstruktion. Denn Dichtung »bildet« das »Übergängliche«, sie produziert es mit anderen Worten, und sie verleiht »wieder« Leben, ein »Folge-Leben« im Medium der Sprache selbst.³⁸

³⁸ Daß Dichtung sich der Schaffung von Verbindung und Leben verschreibt, begründet auch den Strang erotischer Bildlichkeit, der die Trilogie vom Liebesboten Meghaduta (HE, V. 14) über den Schoß des Vaters (HE, V. 44) bis zur Schöpfung poetischen Folgelebens durchzieht und sein Pendant in den zahlreichen unterschiedlichen Erwähnungen des »Bildens«, »Schaffens« und »Entstehens« hat. Auch die Rede von »Drang« und »Erlösung« (HE, V. 39f.) bekommt in diesem Kontext eine zusätzliche Bedeutung. Als lebensschaffende wird die Dichtung naturalisiert. In ihr reproduziert sich die Produktiv- und Zeugungskraft der Natur selbst, deren Leben sie restituieren will. Mit dieser Vorstellung steht die Howard-Trilogie in einer langen metaphorischen Tradition, zu der Goethe selbst bereits einen markanten Beitrag geleistet hatte. Insbesondere, aber nicht nur in seinen erotischen Dichtungen hat Goethe eine umfassende Theorie des künstlerischen Eros vorgelegt, die sich sowohl auf den Antrieb der Kunstproduktion wie auf das Kunstwerk selbst bezieht. Hier, wo es um die Opposition von begrifflicher Mortifikation und poetischem Leben geht, wird dem künstlerischen Eros eine neue Funktion als Korrektiv innerhalb der sprachlichen Ordnung von »Welt« zugewiesen. Zum Zusammenhang bei Goethe vgl. Christian Begemann, Poiesis des Körpers. Künstlerische Produktivität und Konstruktion des Leibes in der erotischen Dichtung des klassischen Goethe, in: *German Life and Letters* 52.2 (1999), Special Number: *The Body in German Literature around 1800*, hg. von Nicholas Saul, 211-237. Zum Kontext vgl. David E. Wellbery, *Kunst – Zeugung – Geburt. Überlegungen zu einer anthropologischen Grundfigur*, in: Christian Begemann/David E. Wellbery (Hg.), *Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit*, Freiburg i.Br. 2002, 9-36.